

CARNIOLIA.

ZEITSCHRIFT

für Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Franz Hermann von Hermannsthal.

ZV. JAHRGANG.

Nº 95.

Montag am 28. März

1842.

 Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bogen. Der Preis des Blattes ist in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 3 fl. Durch die k. k. Post unter Couvert mit porto freier Zuwendung ganzjährig 2, halbjährig 1 fl. C. M., und wird halbjährig vorausbezahlt. Alle k. k. Postämter neomen Pränumeration an. In Laibach pränumerirt man beim Verleger am Raan, Nr. 190, im ersten Stocke.

Oesterreichisches Odeon.

Herausgegeben von Carlovago.

Proben aus dem 4. Heft.

3. Im Bade.

Wahrlich, viele Poësie
Hat die schöne Welt im Bade,
Nugen ihre Phantasie
Mag die gütige Majade.

Wenn ein Bach durch Felsen dringt,
Heißen sie's mit Pomp: „die Wildniss“,
Wenn am Feld ein Schafein springt,
Nennen sie's ein Götterbildniss.

Jedes Schwätzchen, winzig klein,
Dorrend in des Sommers Schwüte,
Laufen sie bald Lust, bald Spam,
Sorgentos und Abendküste.

Gönner der Unsterblichkeit,
Zeichnen sie's mit stolzen Namen
Bald von Seiner Herrlichkeit,
Bald von Herzen, bald von Damen.

Wahrlich, auch gefährlich frank
Sind im Badeort die Leute!
Gestern hielt man wührend Bank,
Auf die Berge steigt man heute.

Morgens badet man und trinkt
Früche Mosten, Sauerbrunnen,
Abends tanzt man, schwelgt und springt,
Trotz Vandalen oder Hunnen.

O du lieber Himmel mein!
Lass mir steilen Edenspfade
Niemals mich gesunder sein,
Als die Franken hier im Bade.

Joseph Philibert Freiherr von Lazarini.

Skizzen aus Krain.

II. Reisniz.

Von Michael Heintz.

(Fortschung.)

„Vor etlichen Jahren bin ich selber“, sagt Valvazor, „mit andern bei der Nacht in einen solchen Wald gegangen, darin man diese Thiere pflegt zu fangen: da wir

dann ein starkes Knallen und Schnalzen gehört, wie die Führleute mit der Geißel klatschen. Als nun hierauf die Villisch in unglaublich-großer Menge gekommen und fortgeschlossen, haben die Bauern, welche um mich waren, ihre Röcke sammt den Stiefeln ausgezogen und hingeworfen, und seynd hierauf der Villischen so viele da hineingekrochen, das solche Röcke und Stiefel alle davon ganz voll geworden. Nachdem selche Villisch-Armee vorbei war, hat man alle die in solcher Kleidung versteckte Villische getötet und heraus genommen: Massen mir solches mein eigenes Gehör und Gesicht zeugen kann. Doch geschieht dieses nicht alle Nacht, sondern nur am Samstage Abend, und auch zu andern heiligen Zeiten.“

Valvazor fragte einen Bauer, der den Teufel selbst gesehen haben wollte, wie selber aussah, worauf der Bauer sagte: „Gar wild, wie ein halber Bock.“ Ueber eine Zeit aber sagte der nämliche Bauer zu einer andern Person, die ihn fragte, was der Teufel für eine Gestalt hatte: „Eine ganz grausame! wie ein halber Mensch.“ Valvazor zieht demnach die Wahrheit der Erzählung in Zweifel und sagt: „Derohasben kann ich keine Gewissheit geben, ob er was gesehen, oder ihm's geträumt habe.“ Erasmus Francisci aber, der Commentator Valvazors, der allezeit frisch bei der Hecke ist, sobald es sich darum handelt, eine Albernheit zu bestätigen, bemerkt über jenen Zweifel Valvazors: „Ich vermute aber gänglich, der Bauer habe beidesmal die Wahrheit geredt, und dem Herrn Hauptauthor das Gespenst beschrieben nach der Gestalt der untern Hälfte des Leibs, die sich einem Bock verglichen; dem andern aber nach der Figur des oben Leibs, welche menschlich geschienen.“ Durch dieses scharfsinnige Argument hat denn auch Francisci die Existenz des Teufels mit mathematischer Gewissheit dargethan.

Uebrigens sagt Valvazor: „Sonst hat man sich zu verwundern, daß ein jeder alter Villisch an einem Ohr einen Schnitt hat, und wird geredt, solches Zeichen mache ihnen ihr ungesegneter Hirt.“

Da nun Francisci nicht mehr bei der Hand ist,

um einen schlagenden Gegenbeweis zu liefern, so erlaubt sich der „Haupt-Author“ gegenwärtigen Auffahres zu bemerken, daß bemeldetes angebliche Zeichen an vielen alten Bilchohren nichts weiter als die Folge von affaires d' amour sei, massen die Bilche höchst bissiger und verliebter Natur sind, und demnach aus purer Eifersucht oft mit einander gewaltig rauschen.

An Fischen hat besonders der Ribenca-Bach Ueberflüß, doch werden in der Gegend außer Forellen keine edlen gefangen. Die Herrschaft besitzt zwei kleine aber schöne, Karpfen enthaltende Teiche, bei deren Anblick man unwillkürlich zu dem Gedauern veranlaßt wird, daß allenthalben in Krain die schönen Teiche, die es sonst in der Nähe der Herrschaften gab, sämmtlich entweder ausgetrocknet oder ganz vernachlässigt sind.

So viel man — insbesonders aus Valvassor's Werk — weiß, waren die Herren von Laas, Auersperg, Ortenburg, Seunek und die Grafen v. Cilli die ältesten Besitzer der Herrschaft Neifniz. Von den letzteren kam sie an das Erzhaus Österreich, und war ein landesfürstliches Kammergut. Späterhin besaßen diese Herrschaft die Freiherrn Khyzell, Grafen Trillek und Kobenzl, worauf sie von Philipp Grafen Kobenzl an Anton Rudesch, den Vater des gegenwärtigen Eigentümers, verkauft wurde. Nach Valvassor's Behauptung soll es auch in alter Zeit Edelherren des Namens von Neifniz gegeben haben, worüber aber keine gewissen Daten vorhanden sind. Türkeneinfälle und große Feuersbrünste haben dem Markte Neifniz ehemals übel mitgespielt, doch hat sich derselbe seither erholt, und kann ohne weiters zu den schönsten Orten des Landes gerechnet werden, wozu das große, obgleich nicht kunstreich gebaute Schloß wesentlich beiträgt; jedoch wird man die in Heinrich Georg Hoff's „Gemälde von Krain“, Seite 115, so sehr heraus gestrichene Symmetrie in der Bauart des Marktes vergeblich suchen.

Der Markt enthält, nebst dem Schloß, eine, jedoch für die Bevölkerung viel zu kleine, Kirche, ein Pfarrhaus, worin der Dechant mit seinen Capellanen wohnt, auch mehre gut gebaute Häuser.

Ueber den durch Neifniz fließenden Bistrica-Bach führen zwei neue gemauerte Brücken, davon eine unmittelbar in das Schloß, welches noch von Niemanden besucht wurde, der es nicht mit Hochachtung gegen den biedern Eigentümer und seine Familie verlassen hätte.

Nicht weit vom Markte entfernt befindet sich eine sehr hübsche Schießstätte, welche im Sommer viel Vergnügen gewährt, zumal die angenehme Lage und malerische Umgebung hierzu beiträgt.

Zur Zeit, wenn die schönen Dominical-Wiesen an den Hügeln, „Ugar“ genannt, gemäht werden, findet alljährlich ein ländliches Fest statt, an welchem nicht nur der Inhaber mit seiner Familie, den Beamten und andern Honoratioren des Marktes Theil nimmt, sondern welches auch dazu dient, der Dienerschaft, namentlich den Mä-

hern, einen frohen Tag zu schaffen. Ein solches Fest, das unmittelbar nach einer wichtigen ländlichen Arbeit erfolgt, und gleichsam zur Feier und zum Preise des Fleisches dient, ist ganz dazu geeignet, dem Landmann Liebe zu seinem Berufe, und dem Diener Zutrauen und Neigung zu seinem Herrn, den er an seiner Freude Theil nehmen sieht, einzuflößen, und so wäre es denn sehr zu wünschen, daß diese schöne reiznike Gelegenheit nach und nach auch in weiterem Kreise häufigere Nachahmung fände.

Ein schöner geräumiger Obst- und Ziergarten am Ende des Marktes verdient besucht zu werden.

Vom Markte aus führen gute Straßen nach Laibach, Gottschee, Adelsberg und Neustadt.

Die Tracht der Bewohner von Neifniz ist jener der meisten übrigen Krainer gleich; sie besteht nämlich bei den Männern aus runden schwarzen Hüten, Luchjacken und Westen mit Metallknöpfen, schwarzen ledernen oder leinwandenen Bekleidern und hohen Stiefeln. Die Weiber tragen Röcke und Wortücher von buntfarbigem Baumwollzeug, Ueberhemden mit breiten Kermeln, krainisch „ospötel“, seidene oder baumwollene Hals- und weiße Kopftücher, „pèče“ genannt; im Winter werden tuchene Spenser angezogen. Uebrigens ist die Sucht, von der Bauertracht abzuweichen, besonders im Markte Neifniz selbst und in der nächsten Umgebung bei den jungen Burschen herrschend, was ein buntes Gemengsel und nicht selten lächerliche Zusammenstellungen in der Kleidung hergeführt. So sieht man die runden Hüte beseitigt, und Kappen mit ledernen Schildern in der Mode, auch werden zur kalten Jahreszeit statt der warmen Lederhose sehr unpassende zeugene Pantalons getragen, und der Zierbengel klappt seinem Costüm zu Lieb mit den Zähnen, woegen man wieder im hohen Sommer oft mit Pelz verbrämte Mützen die Häupter schmücken sieht, da dem Dandy seine Vermögensumstände nicht erlauben, mehrere Mützen zu der Jahreszeit gemäßem Wechsel beizuschaffen. Gar possierlich sieht es aus, wenn ein drellei Elegant, wie es häufig der Fall ist, auch noch mit einem hohen, den Kopf wie eine Ringmauer umziehenden, steif gestärkten Hemdkragen geharnischte erscheint, was sich dann neben der Bauerjacke ganz besonders drollig ausnimmt. Die jüngern Frauenzimmer dagegen lieben feuer- und ponceaurothe, pomeranzengelbe oder buntscheckige Stoffe zu ihren Röcken und Busentüchern.

Der Neifnizer ist in der Regel gutmütig, talentirt, stets heiterer Laune, dabei laut, gerne jäckisch und eigenfinnig, das weibliche Geschlecht sehr coquet und nicht spröde. In körperlicher Beschaffenheit ist der Menschenschlag ein gut gebauter, jedoch sind die Männer in der Regel weder groß noch stark.

Da der Boden, wie oben erwähnt, die Bewohner zu ernähren nicht vermag, so betreiben dieselben verschiedene Zweige der Industrie und des Handels mit lobenswerthem Fleisse.

Aus dem schönen schwarzen Thon, den man in dieser Gegend findet, wird eine Menge glasirtes und nicht gla-

stictes Töpfergeschirr, jedoch weder sein noch dauerhaft, erzeugt, wobei sich höchst einfacher Werkzeuge bedient wird, und der Brandofen auf freiem Felde steht. Die Bewohner der Orte Niederdorf, Bücheldorf, Blatte, Lipovitz, Kot, Makitnig und Deutschdorf sind meistens Töpfer. Diese Töpferwaren werden nicht nur im Lande selbst verkauft, sondern auch auf Saumpferden und Wägen nach Istrien, Dalmatien, bis gegen Zara, in den görzer Kreis, nach Triest, dann nach Slavonien und Croatiens geführt und veräußert. In letztern beiden Ländern ist es gewöhnlich, daß der Reisnißer nach dem Werthe seines Geschirrs einmal oder doppelt soviel Getreide erhält, als das Geschirr in sich fasst. Die oben genannten Orte, die sich mit dem Töpfershandwerke befassen, werden in der Landessprache „lončarije“ (Töpfereien) genannt.

Mehrere der wohlhabendsten Insassen der Orte Niederdorf, Bücheldorf und Makitnig betreiben den Pferdehandel. Die Pferde, meistens Füllen und Stuten, werden in Croatiens, Slavonien und Niederungarn, bis an die Gränze von Siebenbürgen, angekauft, und dann im lombardisch-venetianischen Königreiche verkauft. Die Pferdehändler werden hier „kobilerij“ genannt, und ziehen gewöhnlich bis Mailand und Bergamo.

Ein Haupthandelszweig der Reisnißer sind die Reuter und ähnliche Holzwaren. Gottscheer und Dürrenkrainer (Bewohner des anstoßenden Theiles des Seisenberger Bezirkes, wegen Wassermangels „Dürrenkrain“ genannt) bringen Haselnussstücke in den Markt Neifnig zum Verkaufe. Dort werden diese von den Holzwaren-Erzeugern angekauft, nach Hause gebracht, und mit eigens dazu vorgerichteten Messern von der Rinde befreit, und sohin in dünne Bänder, „vitre“, gespalten. Die feinern „vitre“ werden zu Reuterböden, „tékane“, gewoben, die gröberen bloß geflochten, „pletène“, wornach sie in Holzräder, „obudi“, gespannt und so zu Reutern verarbeitet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Unverständliche Bemerkungen über den Vortheil, sich das Leben nicht zu verderben.

(Beschluß.)

„Immer eine und dieselbe ist die Stimme der Natur;“ aber sie spricht anders, lauter, leiser, je nach dem Gegenstande und dem nächsten Drang der Gefahr. Der Leib bedingt unsere Existenz auf Erden; darum ist der Schrei des physischen Schmerzes gewöhnlich der lauteste. Die Moral, worauf die Gesellschaft ruht, spricht lauter als der Schönheitssinn, welcher dem Leben seine Blüthe gibt. Die Kraft dieser Stimmen folgt dem Gange der menschlichen Entwicklung, nicht dem Grade der inneren Würde; denn die Natur gibt uns den Instinkt als Gängelband für die ersten Schritte, und als stützenden Stab, wo für Überlegung wenig Zeit ist, keineswegs als einen Rechenschaftsfaulenzer, um uns der Mühe der Selbstbildung zu überheben. Diese ist Zweck und Aufgabe unserer Existenz. Bloß um ihretwillen und schlechthin aus keiner andern Ursache

finden wir hier. Der Leib ist Mittel und nichts mehr; die Schönheit ist Form, Erscheinung, und nichts mehr; das Wesen, was auf der Basis des Leibes sich entwickeln, was in der Form erscheinen soll, ist die Tugend. Aber so wenig ein Mensch ohne Leib lebt, eben so wenig ist Tugend ohne zu erscheinen, und so ist sie zuletzt selbst die Erscheinung; der Leib gibt reinweg nur den Boden für die Handlung; er ist von Erde genommen und fällt ihr anheim; die Form aber ist unabkömmlig verbunden mit dem Handeln selbst. Sie durchdringt das Erdische, um es zu adeln, denn im Erdischen sollen wir wirken. Aber Das, wodurch sie es adelt, stammt vom Himmel, wie der Geist selbst; ihr Odem ist ein heiliger, ewiger, und wie der Geist seine Bildung über das Grab hinaus mitnimmt, worin die Wörterbücher mit allem historischen Wissen zurückbleiben, so nimmt er seine ästhetische Bildung mit, wenn er die Gegenstände abstreift, woran er sie erworben. Vergleichen wir die Tugend der strengen, kräftigen Substanz des Moschus, so ist das Gefühl des Schönen der Duft-Geruch der Tugend.

Darum verdient das ästhetische Gewissen praktisch und theoretisch eine weit sorgsamere Pflege, als ihm bis jetzt zu Theil geworden ist. Ja, die sorgsamste wäre nicht übertrieben. Unterordnet der alles beherrschenden Pflicht, oder vielmehr bloß dem ihm selbst inwohnenden Gesetze der Harmonie, das vor Collision bewahrt, wird es der Schutzgeist des Glückes, ja der Tugend selbst; gleichsam der schöne weibliche Genius, der, mit dem männlich-ernsten des moralischen Gewissens vermählt, die Brust des Menschen zum Tempel der Humanität macht. Zu jedem Capitel der Ethik gehört ein entsprechendes der Ästhetik. Vieles dafür ist vorhanden; wissenschaftlich geschrieben ist noch keines; aber es kann nicht lange mehr dauern, und die Nothwendigkeit dieses integrierenden Theils aller praktischen Philosophie, der auch in die öffentlichen Institutionen eingreift, muß sich gebieterisch herausstellen. Die Kunstästhetik ist geschaffen, die Lebensästhetik wird nicht ausbleiben.

Zum Schlusse, um wie in einem Brennpuncte zusammen zu fassen, was etwa von Licht und Wärme in diesem Aufsage sein mag, Schlegel's Sonett:

Johannes in der Wüste.

Ein starker Jüngling, kühn zur That und schnell,
Entreißt Johannes sich bewohnten Städten,
Er läuft, in öde Klüste sich zu betten,
Die Hüsten gütet ihm ein rauhes Fell.
Einfältig wird sein Sinn, sein Auge hell;
Nichts Nied'res kann ihn an die Erde fetten,
Um sein Geschlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in sich der Gottheit Lebensquell.
Er sitzt am Felsen, dessen Born ihn tränket;
Da steigt vor seiner Seele empor ein Bild,
Das er mit sel'gen Staunen überdenket.
Es ist des Menschen Sohn, so groß als mild.
Der ernste Seher hält sein Haupt gesenket:
Ach, gegen dich, wie bin ich streng und wild!

Korén.

Neues.

(Etwas von den Infusorien.) Der ausgezeichnete Naturforscher, Professor Ehrenberg in Berlin, der